

ERIC AMBLER

Besuch
bei Nacht

ROMAN ATLANTIK

A

darüber ganz vergaß, die Jacke auszuziehen. Ich konnte die Männer, die mich zum Flugzeug gebracht hatten, zu den Jeeps zurückgehen sehen, und fragte mich ziemlich unbeteiligt, ob ich wohl je einen von ihnen wiedersehen würde. Dann begann der Schweiß mir in die Augen zu rinnen, und Jebb rief mir zu, ich solle mich anschnallen.

Zwei Minuten später waren wir in der Luft.

2

Die dunkelgrüne Fläche des Dschungels glitt unter uns weg, und wir begannen der Küste mit ihrem ausgefransten Saum aus Inseln und türkisfarbenem Seichtwasser zu folgen.

Jebb blickte über die Schulter zu mir zurück. Er war hager, sehnig und sehr australisch.

»Schon um ein Zimmer gekümmert, Steve?«, fragte er.

»Ich dachte, ich versuch's im Orient.«

»Da kriegst du vielleicht ein Bett. Aber kein Zimmer für dich allein. Stimmt's, Abdul?«

»O ja. Man kann in Selampang nicht allein schlafen. So sagt man.« Der Erste Offizier kicherte. »Es ist ein Witz.«

»Und kein sehr komischer. In ein paar von diesen Dreckzimmern im Orient stehen jetzt sechs Betten. So richtig schäbig.«

»Wenn ich was springen lasse, komme ich da schon unter«, sagte ich. »Ich bin schon früher da abgestiegen. Ist ja sowieso nur für drei Tage. Freitag kriege ich hoffentlich eine Maschine nach Djakarta.«

»Versuchen kannst du's ja, wenn du willst. Aber mit irgendwem anderen wirst du dein Zimmer wohl trotzdem teilen müssen. Warum kommst du nicht mit mir zum Air House rüber?«

»Ich wusste gar nicht, dass die Zimmer vermieten.«

»Tun sie auch nicht. Ich habe da ein kleines Apartment, ganz oben über dem Radiosender. Du kannst im Wohnzimmer pennen, wenn du willst.«

»Das ist nett von dir, aber ...«

»Kein ›aber‹. Du würdest mir einen Gefallen tun damit. Ich muss morgen nach Makassar und komme nicht vor Freitag zurück. Heutzutage ist es sträflicher Leichtsinn, ein Apartment unbewohnt zu lassen.«

»Einbrecher?«

»Entweder das, oder man kommt zurück, und inzwischen hat irgendein Scheißkerl von der Polizei sich einen Beschlagnahmungsbefehl erschlichen.

Auf die Weise habe ich meinen Bungalow verloren, als ich voriges Jahr in Urlaub fuhr. Jetzt versuche ich, immer einen Kollegen zu finden, der bei mir wohnt, solange ich weg bin.«

»Na, dann nehme ich gerne an.«

»Abgemacht. Und was hast du vor an deinem ersten Abend in Freiheit?«

»Wo gibt's denn jetzt das beste Essen?«

»Die Restaurants sind alle ziemlich beschissen. Weißt du überhaupt, dass wir einen neuen Club haben? The New Harmony Club heißt er.«

»Es ist ein Jahr her, seit ich das letzte Mal hier unten gewesen bin.«

»Dann ist das geritzt. Dein Abendprogramm steht fest. So, Abdul, wie wär's mit einem Schluck Tee? Wo ist denn die Thermosflasche?«

Selampang liegt am Eingang einer tiefen Bucht, die sich nach Westen auf die Java-See öffnet. Früher hieß es Nieu Willemstad, und entlang den Kanälen in Hafennähe gibt es immer noch ein paar von den alten Häusern mit braunen Ziegeldächern und Fenstern aus kleinen Rhombenscheiben, die von den frühen holländischen Kolonisten erbaut wurden. Es steht auf einstigem Sumpfland, und das Netz der Kanäle, das sich über das gesamte Stadtgebiet erstreckt, ist eigentlich ein System von Abflussgräben zur Trockenlegung; Gräben, in welchen die Mehrheit der Bevölkerung – unbekümmert die neuen sanitären Bestimmungen ignorierend – nach wie vor ihre Exkremamente deponiert und sich und ihre Wäsche wäscht. Als die Holländer abzogen, hatte Selampang etwa eine halbe Million Einwohner; heute sind es über anderthalb Millionen. Trotzdem hat man nicht den Eindruck von Überbevölkerung, wenn man im modernen Teil der Stadt durch die breiten, baumbestandenen Straßen fährt und an den großen, soliden Bungalows vorbeikommt, die auf weiträumigen Grundstücken stehen. Nur der durchdringende Geruch von den Kanälen und gelegentlich ein flüchtiger Blick auf die von Menschen wimmelnden *attap*-Siedlungen, die sich an ihren Ufern entlangziehen, gemahnen einen immer wieder daran. Hinter der Kolonialfassade des alten Slums ist die neue Slum-City aus dem Boden geschossen wie ein Pilz.

Das Air House stand auf der Südseite des großen Van-Riebeeck-Platzes neben einer Residenz aus dem achtzehnten Jahrhundert, die einen Teil des Gesundheitsministeriums beherbergte. Es war das höchste und modernste Gebäude in Selampang – es war von einem Konsortium von Öl- und Fluggesellschaften als Bürohaus errichtet worden und 1942, als die Japaner

die Stadt besetzten, fast fertig gewesen. Eine Zeit lang hatten die Japaner es als militärisches Hauptquartier benutzt; dann hatten es die Leute von der psychologischen Kriegführung in Beschlag genommen, hatten auf dem Dach Gitterantennen errichtet und einen Kurzwellen-Radiosender daraus gemacht. Nur das Erdgeschoss war den Fluggesellschaften zurückgegeben worden, und das war jetzt ein Reisebüro und die Endstation für den Bus zum Flugplatz.

Jebbs Apartment war im obersten Stock. Der Fahrstuhl ging nur bis zum fünften; danach ging man durch einen mit Kautschuk ausgelegten Korridor, durch ein paar Schwingtüren und dann ein Treppenhaus hinauf. Hinter den Türen war das Gebäude noch Rohbau: Das behelfsmäßige Treppenhaus war nackter Beton, so wie die Bauarbeiter es 1942 zurückgelassen hatten. Trostlos hallten unsere Schritte durch den Schacht hinab. Die Fensteröffnungen waren grob mit Brettern vernagelt, und es war nicht leicht zu sehen, wohin man trat.

»Du musst aufpassen, sonst bleibst du mit deinen Klamotten hängen«, sagte Jebb.

Wir kamen um einen Betonpfeiler, aus dem wie gestäubte Stacheln Eisenstangen ragten, und gingen ein kurzes Stück durch einen staubigen Gang. Dann blieb Jebb vor einer Tür stehen und holte einen Schlüssel aus der Tasche.

»Sie hatten gerade angefangen, die Wasserleitungen in diese Apartments hier einzubauen, da kamen die Japsen«, sagte er. »Das hier ist das einzige, das sie fertiggestellt haben. Die andern fünf stehen immer noch leer. Stell dir mal vor – die ganze Zeit; und bei der Wohnraumknappheit! Was für ein Land! Ich musste erst mal das ganze Rathaus bestechen, bis die mir hier endlich das Wasser aufgedreht haben.«

Er machte die Tür auf, und wir gingen hinein.

Im Treppenhaus war ich ein bisschen skeptisch geworden und hatte an mein Feldbett zurückgedacht, das ich so zuversichtlich weggegeben hatte; aber drinnen sahen die Dinge schon anders aus. Von einem kleinen gekachelten Vorraum ging es in eine Küche, und eine andere Tür führte in das Wohnzimmer. Dieses war lang und schmal, aber fast die ganze Außenwand bestand aus Fenstertüren, die auf eine große Terrasse mit Betonbalustrade hinausführten. Die Terrasse war mit einem Bambusgeflecht teilweise gegen die Sonne überdacht und an den Seiten von *attap*-Wänden

begrenzt. Viel Möbel gab es nicht; außer den üblichen Bambus-Liegestühlen und einem Sofa, das offensichtlich als Gastbett diente, gab es ein Radio, ein tragbares Grammophon, ein Bücherregal voller Taschenbuchromane und ein Rolltischchen aus Bambus, auf dem Likörflaschen standen. An den Wänden hingen ein paar balinesische Bilder. Es war kühl und wohnlich. Ich sagte ihm das.

»Meine Freundin hat mir geholfen beim Einrichten.« Er machte den Deckenventilator an, der sehr langsam ging. »Auf das Scheißding musst du aufpassen. Schalt es nicht gleich voll ein, sonst knallt einen Stock tiefer die Hauptsicherung durch. Also, was soll's sein, Steve? Erst einen Drink oder erst duschen? Weißt du was? Wir machen uns erst mal einen Longdrink, und ich zeige dir, wo alles ist. Danach duschen wir, und dann werden wir sehen. Also was? Brandy dry? Gin-Fizz? Wenn du willst, auch Scotch; aber wenn du bis zum Abend beim selben bleiben willst, dann ist Brandy oder Gin wohl leichter. Ich hole mal das Eis.«

Als er die Drinks gemacht hatte, zeigte er mir sein Schlafzimmer und führte mich dann hinaus auf die Terrasse. Sie ging nach Norden, und von einer Seite aus konnte man über die Schlotte und Masten der Schiffe im Hafen und über die Bucht hinaus blicken. Auf der anderen Seite befand sich hinter einer der *attap*-Wände ein holländisches Bad mit einem großen Zuber und einer verzinkten Schöpfkelle.

»Na, was soll man davon halten?«, wollte er wissen. »Ehrlich! Stell dir vor – so was in einem Neubau!«

»Manche behaupten, es ist die beste Dusche, die's gibt.«

»Ich nicht. Sich mit so einer Art Henkeltopf das Wasser über den Wanst zu kippen, wenn man es ein bisschen höher aus einer Brause kommen lassen könnte – ist doch beknackt! Außerdem muss man ziemliche Verrenkungen machen, um sich überall die Seife abzuspülen. Das Klo ist okay – das übliche Zivilisationsmodell. In meiner letzten Behausung war es noch der gute alte Donnerbalken.«

»Wie lange bist du jetzt hier, Roy?«

»In diesem Land? Vier Jahre. Versteh mich nicht falsch. Es gibt außer dem dicken Gehalt, das sie mir zahlen, noch eine ganze Menge mehr, was ich hier mag. Aber es ist schon ein komisches Völkchen. Zum Beispiel all diese Dinge, die sie jetzt kriegen – Autos, Kühlschränke, Radios und so weiter –, das betrachten sie nicht als etwas, was man benutzt. Sie *tragen* das wie